

Newsletter vom 29. 4. 2018

Inhalt

Lehrerinnen und Lehrer stehen für Werte ein	1
Schule als gegenhaltende Kraft.....	2
Gesundheit in Gefahr: Lehrer klagen über zu viel Lärm in Klassenzimmern.....	4
Diskussion.....	5
Warnung vor verschulten Kindergärten.....	6
«Es braucht eine Renaissance des Spiels»	8
Bürokratie an Schulen droht zu überborden	8
«Die Lehrer sind vernünftig genug»	9
Lehrer besorgt: Können die Jungen gar nicht richtig googeln?	10
Die digitalisierte und individualisierte Schule – ein ökonomistisches Konzept ohne pädagogische Begründung.....	12

Lehrerinnen und Lehrer stehen für Werte ein

Es gibt die grossen Momente im Unterricht, wo Schüler einen Text oder ein geschildertes Ereignis fast auf einen Schlag grundsätzlich verstehen. Von einem solchen **Heureka-Erlebnis berichtet Carl Bossard** in unserem ersten Beitrag. Es geht dabei um einen Lehrer, der den Schülern einen brutalen Text einer bekannten Gangsta-Rapper-Gruppe einem authentischen Erfahrungsbericht eines KZ-Insassen gegenüberstellt. Die Schülerinnen und Schüler, die vorher die menschenverachtenden Texte der Band ziemlich kritiklos akzeptierten, erkennen mit einem Mal die mitleidlose Gewaltverherrlichung in den Worten der Musiker.

Lehrerinnen und Lehrer stehen immer wieder **vor Situationen, wo sie nicht schweigen oder krampfhaft über etwas hinwegsehen sollten**. Oft betrifft es Vorkommnisse aus der Erlebniswelt der Schüler oder grundsätzliche menschliche Fragen. Mit den neuen Medien erreicht heute eine Fülle von ungefilterten Informationen die jungen Leute, wie dies in der Vergangenheit nie der Fall war. Vor diesem gewaltigen Strom meist konsumorientierter Denkmuster ziehen sich leider manche Lehrpersonen auf das Vermitteln rein nützlicher Inhalte zurück und verwässern so den kulturellen Auftrag der Volksschule.

Lehrersein heisst Zivilcourage mit Klugheit verbinden. Es braucht einiges an Mut und

fachlichem Können, oberflächlichen Weltbildern eine sinngebende Sichtweise entgegenzuhalten. Es bringt jedoch wenig, wenn Lehrpersonen ihre eigenen Präferenzen einfach dogmatisch verkünden. Jugendliche werden sich viel eher für das Bessere entscheiden, wenn sie im Unterricht ein Stück Welt gründlich kennen gelernt haben.

Ein weiteres Thema unseres Newsletters betrifft die Frage des konzentrierten Lernens. Eher nicht überraschend hat eine neuste Studie ergeben, dass **der Grundlärm in manchen Schulzimmern** viel zu hoch ist. Der Schweizerische Lehrerverband LCH sieht die Ursache dafür primär in den für neue Unterrichtsformen ungenügend ausgestatteten Schulzimmern. Selbstverständlich gilt es, zuerst einmal äussere Lärmquellen zu minimieren und genügend Platz zur Verfügung zu stellen. Aber damit wird in den meisten Fällen das Übel noch nicht an der Wurzel angepackt. Wird in einer Schule kein Wert auf längere Phasen mit gemeinsamem Klassenunterricht gelegt, dürfte es schwierig sein, den Lärmpegel anhaltend zu senken.

Die Lärmfrage hat bereits eine rege Diskussion ausgelöst. Ein erstes Bündel von Stellungnahmen finden Sie in diesem Newsletter. Wir würden uns natürlich freuen, wenn unsere Leserinnen und Leser uns weitere Zuschriften zukommen liessen.

Unser Newsletter setzt auf den Dialog und die Redaktion hofft, dass in jeder Ausgabe Reaktionen aus unserer Leserschaft veröffentlicht werden können.

Was Sie sonst noch an spannender Lektüre in dieser Ausgabe finden, sehen Sie in der Inhaltsübersicht. Wir wünschen Ihnen viel Lesevergnügen!

Für die Redaktion von «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Schule als gegenhaltende Kraft

Journal21 21.4.2018

Von Carl Bossard

Jugendliche schwärmen zu Hunderttausenden für die Rapper Kollegah & Farid Bang. Beide wurden mit dem „Echo“ ausgezeichnet – trotz ihrer Brutalo-Texte. Proteste werden laut. Doch erreichen sie das junge Publikum?

Sie haben 1.8 Millionen Facebook-Follower und beherrschen mit ihrem Album „Jung, brutal, gutaussehend 3“ die Charts. Gemeint sind die beiden Gangsta-Rapper Kollegah & Farid Bang. Ihr aktuelles Album „JBG 3“ wurde innerhalb weniger Tage über 30 Millionen Mal gestreamt. Vor zehn Tagen erhielten sie dafür den „Echo“-Preis 2018 der deutschen Musikindustrie. Ihre Stücke erreichen enorm hohe Verkaufszahlen – das einzige Preis-Kriterium für das „Album des Jahres“. Mit dabei die Bertelsmann Music Group BMG. Der Verlag verdient viel Geld mit diesen Rap-Songs.

Ob gut gemeinte Proteste wirken?

Bereits im Vorfeld wusste man um die problematischen und gewaltverherrlichenden Texte der Skandal-Rapper. Sie seien frauenverachtend und homophob, antisemitisch und geschmacklos. Doch der Ethik-Rat und die Jury liessen die Texte passieren. Die künstlerische Freiheit stünde höher, hiess es; eine Intervention oder ein Ausschluss vom Wettbewerb seien nicht angebracht.

Nun wurden Proteste laut, „Echo“-Preise zurückgegeben, Konzerte abgesagt und Konsequenzen gefordert. Die BMG löste den Vertrag mit den Rappern auf – dies trotz

grosser Lobeshymnen. Anstandsgesten? Und erreicht diese öffentliche Empörung die jungen Menschen?

Sexualisierte Texte kommen bei Jugendlichen gut an

Zehntausende von Kindern und Jugendlichen tanzen und singen zu den Songs von Kollegah und Co. Den Text "0815" kennen sie auswendig.¹ In diesem Lied ist zu hören: „[...] mach‘ dein Bahnhofsghetto zu Charlie Hebdo.“ Und im gleichen Song taucht auch die berüchtigte Zeile auf: „Mein Körper definierter als von Auschwitzinsassen.“ Da wird der Fettgehalt im Körper malträtiert und zu Tode gequälter Menschen von damals mit jenem heutiger Bodybuilder verglichen und der eigene Muskelaufbau gepriesen.

Zynischer geht's kaum. Doch die Angriffe auf Randgruppen stört die Jugendlichen nicht. Im Gegenteil. Provokation und Verachtung sind im Gangsta-Rap Programm, Hass und Gewalt Geschäftsmodell. Darum kommen sexualisierte Texte, die provozieren, auch gut an. Cool seien die Rapper und krass gut, echte Maschinen, so die Schülerinnen und Schüler einer Schweizer Schulklasse.² Und sie dürften in ihrem Urteil kein Einzelfall sein. Anders lassen sich die imposanten Absatzquoten nicht erklären.

Gegenwelten aufzeigen – durch Dilemma-Situation

Der Lehrer dieser Klasse wollte und konnte nicht einfach tolerant bleiben und weg-schauen. Doch wie reagieren? Der Pädagoge hat weder moralisiert noch verteufelt. Er fragte seine Schüler nur, ob sie Auschwitz kannten und wüssten, was damals passiert sei. Die Jugendlichen schwiegen. Er las ihnen einige Textstellen aus Primo Levis Buch „Ist das ein Mensch?“ vor. In diesem autobiographischen Bericht schildert Levi seinen elfmonatigen Zwangsaufenthalt im KZ Auschwitz. Erneutes Stillschweigen. Dann zeigte der Lehrer seinen Schülern Bilder eines verhungerten KZ-Insassen und eines Bodybuilders. Worin wohl der Unterschied liege?

„Mein Körper definierter als von Auschwitzinsassen.“ Die Jugendlichen fingen an zu verstehen: Der Bodybuilder schindet sich für seinen Körper, der Ausschwitzinsasse wurde geschunden. Und plötzlich merkte eine Schülerin: „Die Rapper haben ja null Mitleid. Die sind ja krank.“

Blitzlicht aus dem Schulalltag: Es zeigt einen Lehrer, der erzieherisch handelt, der seine Schüler zum Nachdenken führt – zum Denken als innerem Dialog zwischen sich und sich selbst, wie es bei Platon heisst. Der Lehrer macht sie so „zu Verstehenden“.

Diskurssituationen führen zu Heureka-Erlebnissen

Angesichts der modernen Wertepluralität und der divergierenden Normansprüche können Schule und Unterricht nicht im Ruf nach Toleranz verbleiben; sie müssen erzieherisch handeln. Die Pädagogik kann und darf in vielen Fällen aber nicht entscheiden, was richtig oder falsch ist; und doch muss sie die Schülerinnen und Schüler zur Verantwortung und damit zu einer humanen Haltung erziehen. Das geht nur, wenn Jugendliche eine Problembewusstheit entwickeln. Sie müssen verantwortlich Entscheide treffen und sie auch begründen können.

„Die Rapper haben ja null Mitleid. Die sind ja krank“, urteilte die Schülerin. Eine Art Heureka-Erlebnis. Sie begann zu verstehen.

Schule als eine Art Gegenwart

Dieser Lehrer schuf ein Refugium der Nachdenklichkeit. Nicht mit Arbeitsblättern zum

¹ Maria Ossowski, Echo-Eklat: Politische Bildung statt Shitstorm, in: <https://www.ndr.de/kultur/Kommentar-zum-Echo-Eklat-um-Kollegah-und-Farid-Bang,kommentarecho100.html> [Status: 19.04.2018]

² Ebda.

Holocaust, nicht via digitale Lernprogramme übers Dritte Reich, nicht über selbstreguliertes Lernen mit Lektürevorlagen. Der Lehrer als Person wirkte. Seine Empathie war es und die gelesene Geschichte mit den authentischen Bildern. Er schuf eine Dilemma-Situation und verwickelte seine Schülerinnen und Schüler in einen sokratischen Dialog. Ohne grosse Worte führte er sie in einen inneren moralischen Konflikt.

Der Lehrer baute so etwas wie eine Gegenwelt zum Rapper-Kosmos auf. Die Schule – ein Ort der Reflexion und des tieferen Verstehens in der Unübersichtlichkeit der Alltagswelt. Eine solche Schule ist für junge Menschen vielleicht gerade deshalb attraktiv, weil sie Halt gibt, weil sie Sicherheit und Verlässlichkeit vermittelt – eine Atmosphäre der ruhigen Nachdenklichkeit eben; sie ist Grundlage für wirkliches Lernen.

Mit Nachdenken humanes Interesse am Du gewinnen

Kaltschnäuzige, menschenverachtende Rapper-Songs und die Schule als gegenhaltende Kraft: Das pädagogische Handeln im Kleinen erreicht vielleicht mehr als die gut gemeinten grossen Empörungsgesten. Sie verwehen im Wind und bewirken wohl wenig. Der Lehrer dagegen zielte auf das Kernproblem, auf ein humanes Interesse am Du. Nicht mit lautem Lärm, nein! – durch leises Nachdenken.

Gesundheit in Gefahr: Lehrer klagen über zu viel Lärm in Klassenzimmern

Schweiz am Wochenende 22.4.2018

von Yannick Nock

Weil es im Schulzimmer laut werden kann, messen Schulen jetzt den Lärmpegel. Denn: Lärm verursacht Stress und könne die Leistung beeinträchtigen.

Ein Schwatz mit dem Gspändli, Gruppenarbeiten oder eine laute Strasse neben dem Schulhaus. Lehrer klagen über den zunehmenden Lärm im Klassenzimmer. Die Gesundheit der Schülerinnen und Schüler sowie des Schulpersonals sei gefährdet, schreibt der Schweizer Lehrerverband in einer aktuellen Mitteilung. Vielen Menschen sei bewusst, dass Luftverschmutzung die Gesundheit beeinträchtigt. Weniger bekannt sei aber, dass auch Lärm nachhaltig schädigen kann. Lärm verursache Stress und könne die Leistung beeinträchtigen.

Eine Studie, die vom Lehrerverband am letztjährigen Schweizer Bildungstag vorgestellt wurde, verdeutlicht das Problem: «70 Prozent der Deutschschweizer Lehrpersonen arbeiten Teilzeit, ein Drittel davon aus gesundheitlichen Gründen», hiess es darin. Da der klassische Frontalunterricht heute weniger zum Zuge kommt als früher, gleichzeitig aber Gruppenarbeiten und interaktives Lernen zunehmen, ist auch der Lärmpegel gestiegen. Er entspricht in manchen Klassen dem eines einen Meter entfernten Staubsaugers.

Es fehlen Lehrerzimmer

Es sei utopisch zu glauben, dass in einem Raum mit 24 Kindern oder Jugendlichen immer alle ruhig seien, sagt Beat Zemp, Präsident des Lehrerverbandes. Die Lehrpersonen würden deshalb Rückzugsräume in den Pausen benötigen. Oft fehlten solche Räume, besonders im Kindergarten. Zudem dürfe es im Klassenzimmer nicht hallen und die Schule sollte nicht neben einer dicht befahrenen Strasse liegen, sagt Zemp. Darauf sei gerade bei Neubauten zu achten.

Neben dem Lärm ist auch die Luftqualität ein Problem. «Heute weiss man, dass in einem

Klassenzimmer mit 24 Schülerinnen und Schülern bereits nach 16 Minuten die Luftmischung und der Kohlendioxidgehalt in einer Grössenordnung ist, die konzentriertes Arbeiten kaum noch ermöglicht», sagt Zemp. «Man muss sofort lüften.» Wenn allerdings das Fenster Richtung Strasse liegt, wird der Lärm zum Problem. Der Lehrerverband unterstützt daher Schulen bei Luft- und Lärmmessungen, um zu sehen, ob die gesetzlichen Normen eingehalten werden.

Diskussion

Die aktuelle Lärmklage deckt die Positionen in der Schuldiskussion klar auf: Die nimmermüden Schulumbauer sehen das Übel allein in den ungenügenden Rahmenbedingungen und fordern deshalb immer mehr Geld für ihre verschiedenen Forderungen.

Wer aber mit der Kunst des gemeinsamen Klassenunterrichts noch vertraut ist, wird entgegen, dass viel Lärm durch eine konzentrierte Schulführung vermieden werden kann. Ich bin für den gezielten Einsatz von genügend finanziellen Mitteln in der Bildung, aber nicht für teure Fehlinvestitionen, die sich oft als Fass ohne Boden erweisen.

Das Lärmthema müsste eigentlich die Bildungspolitik von den Stühlen reissen. Doch bisher merkt man davon nichts.

Hanspeter Amstutz

Ja, genau so sehe ich es auch!

Zuerst den Lehrer zu einem Coach reduzieren und dann jammern, es sei zu laut im Schulzimmer, ist echt schwach!

Es läuft darauf heraus, dass die Reformer schliesslich zugeben müssen, dass Schule mit SOL nicht funktioniert.

Marianne Wüthrich

Bei einem gut geführten Klassenunterricht in einer möglichst homogenen Klasse gibt es keinen Lärm. Leider wurde mit den vielen Reformen inklusive Lehrerausbildung alles gemacht, um diese bewährte Klassenführung zu sabotieren: Diffamierung des Klassenunterrichts als Frontalunterricht, Totalintegration, altersgemischte Klassen, selbstgesteuertes Lernen, Lernlandschaften, künstliche Heterogenität, Abschaffung der Kleinklassen, Teamteaching, Reduzierung der Milizschulbehörde, Schulleiter, Mitarbeiterbeurteilung zur Methodensteuerung, Tagesschule usw. Deshalb darf es nicht verwundern, dass der Lärmpegel gestiegen ist und die Lernatmosphäre beeinträchtigt wird. Anstatt die Reformmängel zu beheben, behilft man sich mit Gehörschützen und Jammern.

Peter Aebersold

Unterrichtsformen, bei denen aktives Zuhören und gemeinsames Lernen eine zentrale Rolle spielt, werden auch von verhaltensauffälligen Schülern geschätzt. Gemeinsamer Klassenunterricht ist gerade für Jugendliche eine spannende Angelegenheit. Sie erfahren, was in den Köpfen ihrer Mitschüler vorgeht und sie können sich selber positiv einbringen. Diese Dynamik des Miteinanders in einem grösseren, aber gut überschaubaren Rahmen darf nicht unterschätzt werden. Aber sie setzt voraus, dass die Lehrperson die Kunst des gemeinsamen Unterrichtens wirklich versteht. Wenn nicht, wird das Ganz zum Fiasko. Ein Blick auf die Hattie-Studie zeigt, dass konzentrierter gemeinsamer Klassenunterricht nach wie vor ein Erfolgsmodell ist.

Hanspeter Amstutz

Warnung vor verschulten Kindergärten

Neue Luzerner Zeitung 7.4.2018, Thema

BILDUNG Die Forschung zeigt: Spielen macht klug. Doch ausgerechnet die Rolle des Spiels werde im Lehrplan 21 nicht klar, kritisieren Experten.

KARI KÄLIN

Es kann die Nerven strapazieren. Anstatt endlich ins Bett zu gehen, machen die Kinder noch ein Rollenspiel, eine Runde Versteckis, spielen Verkäuferlis, bauen Legotürme, setzen Puzzles zusammen. Doch eigentlich besteht für Eltern aller Grund zur Freude, wenn sich ihr Nachwuchs in solche Aktivitäten vertieft. «Spielen ist keine Zeitverschwendung, sondern fundamental für die Entwicklung», sagte der britische Erziehungswissenschaftler David Whitebread im Januar während einer Veranstaltung zum Lehrplan 21 an der Universität Luzern.

Je früher, desto besser?

Whitebread, Spezialist für Entwicklungspsychologie an der Universität Cambridge, kritisiert die Tendenz, Kinder immer früher einzuschulen. Seine Hauptbotschaft: Die Losung «Je früher, desto besser» ist falsch. Es bringe nichts, wenn man Windelträgern Lesen und Rechnen beibringe. Erst ab 6 oder 7 Jahren seien Kinder in der Lage, etwas Abstraktes zu lernen. «Davor brauchen sie für eine günstige Entwicklung vielmehr konkrete Erfahrungen, die sie im freien Spiel sammeln können.» Bei solchen Tätigkeiten seien sie motiviert, setzten ihre eigene Agenda, anstatt jener von Erwachsenen zu folgen, und stellten sich selber immer anspruchsvollere Aufgaben.

Ein zu früher Beginn mit dem formalen Unterricht, bei dem die Kinder andächtig in den Schulbänken sitzen, betrachtet Whitebread als kontraproduktiv. «Dies kann zu einer Erfahrung des schulischen Versagens und zur Abkoppelung vom Bildungsprozess führen», sagt er.

Zu frühes Lesen schadet

Auch in der Schweiz gibt es bekannte Fürsprecher für das Spiel. «Es ist für kleine Kinder der entscheidende Entwicklungsmotor für ihr Wohlbefinden», sagt Margrit Stamm, emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg. Frühe Förderung, etwa im Lesen und Rechnen bei Kindern im Vorschulalter, sei nicht im Sinne einer ganzheitlichen Entwicklungsförderung. Vielmehr dokumentiere die neueste Forschung den Wert des freien Spiels. Kinder, die in der Krippe oder zu Hause spielen, anstatt unter Anleitung von Erwachsenen zu lesen, haben laut Stamm gleich einen doppelten Vorteil: «Sie sind später gleich gut oder besser im Lesen, verfügen über bessere intellektuelle Fähigkeiten, und sie werden zu ausgeglicheneren jungen Menschen.» Mit anderen Worten: Wenn Eltern schon 4- oder 5-Jährigen das Abc eintrichtern, anstatt sie spielen zu lassen, schaden sie der Entwicklung ihrer Kinder.

Zu diesen Schlüssen ist Margrit Stamm auch in ihren beiden Studien «Franz» («Früher an die Bildung – erfolgreicher in die Zukunft?») und «Prinz» (Best Practice in Kitas und Kindergärten) gekommen. Dabei beobachtete sie 303 Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren, ihre Eltern sowie je zwölf Kindertagesstätten (Kitas) und Kindergärten.

Weg vom «Basteltanten»-Image

Die empirische Forschung zeigt: Spielen macht klug, fördert die Kreativität und formt emotional stabile Menschen. Gleichwohl ist die Zeit, die Kindern daheim und in Kitas und Kindergärten fürs freie Spiel zur Verfügung steht, in den letzten 20 Jahren um einen Drittel gesunken. Umso stärker irritiert Margrit Stamm die Tatsache, dass das schulische Lernen im Kindergarten auf dem Vormarsch ist. In der «Prinz»-Studie stellte sie fest, dass nur in

31 Prozent der Kindergärten das freie Spiel dominierte, bei dem sowohl die Lehrperson als auch die Kinder eine sehr aktive Rolle einnahmen. In 40 Prozent wurden die Kinder sehr stark angeleitet, die Lektionen waren schulähnlich aufgebaut. Die restlichen Kindergärten setzten sehr stark auf Medien oder auf Laissez-faire.

Einen Grund für den Trend zu schulähnlichen Kindergärten ortet Stamm in Harnos. Mit diesem Reformprojekt, das erstmals national Schuldauer und wichtigste Ziele der Bildungsstufen vereinheitlicht, werden Kinder schon ab vier Jahren eingeschult. «Der Kindergarten wurde aufgewertet. Das ist wunderbar», sagt Stamm. Gleichzeitig hätten sich die Kindergärtnerinnen emanzipiert und wollten nicht mehr «Basteltanten» sein. Damit bleibe aber die Spielkultur auf der Strecke. «Es findet eine leise Verschulung statt», sagt Stamm.

Verschärft der Lehrplan den Trend?

Ab dem Schuljahr 2017/18 soll in den ersten Kantonen der Lehrplan 21 eingeführt werden, in dem schweizweit einheitliche Kompetenzziele definiert sind. Stamm befürchtet, dass dieses Harmonisierungswerk die Tendenz zu verschulten Kindergärten verschärft. «Es lässt sich erahnen, dass die Kompetenzziele das schulische Lernen begünstigen», sagt Stamm. Sie fordert stattdessen eine Renaissance des spielerischen Lernens. «Eine gute Förderung führt zu Schulfähigkeit – aber nicht mit schulischen Methoden», so Stamm.

Verantwortlich für den Lehrplan 21 ist die Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz. Deren Geschäftsleiter Christoph Mylaeus hält Stamms Befürchtungen für unbegründet. Der Lehrplan21 sei kompatibel mit dem Postulat fürs Spielen, sagte Mylaeus an der eingangs erwähnten Veranstaltung.

Nur leere Floskeln im Lehrplan?

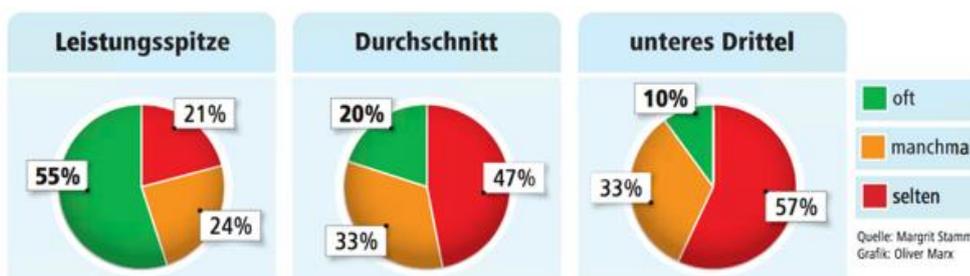
In der Tat finden sich Hinweise, dass die Lehrplanmacher den Wert solcher Tätigkeiten erkannt haben. «Insbesondere das freie Spiel stellt ein zentrales und vielschichtiges Lernfeld dar, das emotionale, soziale und kognitive Prozesse mit einbezieht, anregt und herausfordert», heisst es etwa in den Grundlagen zum Lehrplan 21. Im freien Spiel könnten die Kinder ihre Tätigkeiten wählen, initiieren, gestalten und darin Autonomie erleben.

Margrit Stamm lässt sich durch solche Worte indes nicht beeindruckend. «Es kommt mir vor, als ob ein Experte gesagt hätte, man müsste noch ein paar allgemeine Floskeln zur Bedeutung des Spiels einfügen», sagt sie. Wie das freie Spiel konkret in den Unterricht integriert werde, sei völlig offen. «Und nirgends steht, dass Spielen die effektivste Lernform ist.»

Mit Blick auf Forschungsergebnisse relativiert Stamm aber die Bedeutung des Lehrplans 21. «Lehrplanreformen werden überschätzt und führen nur zu geringen Änderungen.»

Vorschulisches Spielen in der Familie

Auswirkungen auf den Schulerfolg in der 8. Klasse



«Es braucht eine Renaissance des Spiels»

Margrit Stamm, Sie haben herausgefunden, dass Kinder, die im Vorschulalter vor allem im freien Spiel anstatt im Lesen und Rechnen gefördert werden, später bessere Schulleistungen zeigen und motivierter sind. Dennoch ist das Spielen auf dem Rückzug. Was ist zu tun?

Margrit Stamm: Wir müssen den Wert des freien Spiels ins Bewusstsein der Bevölkerung rufen und aufzeigen, dass dies die effektivste Form von Frühförderung ist. Es braucht eine Renaissance des Spiels, es muss zentrales Element in der Kindergartenkultur sein.

Aus welchem Grund nützt es 4- und 5-Jährigen mehr, wenn sie frei spielen dürfen, statt in einem schulähnlichen Kontext instruiert zu werden?

Stamm: Weil das Spiel dem Entwicklungsstand der kleinen Kinder gerecht wird. Eine gute frühe Förderung lässt Kinder etwas lernen, was im Bereich ihres Möglichen liegt und wofür sie aus eigenem Antrieb motiviert sind. 4- und 5-jährige Kinder brauchen eine andere Didaktik als 6- und 7-Jährige.

Weshalb verliert das Spiel an Bedeutung?

Stamm: Unter anderem aufgrund des gesellschaftlichen Drucks zur Frühförderung. Schon kleine Knirpse werden mit Arbeitsblättern behelligt. Dabei spielt die Hirnforschung eine grosse Rolle. Sie besagt, dass die Eltern quasi die Architekten der Gehirne ihrer Kinder sind. Deshalb werden schon ganz kleine Kinder in schulähnlich aufgebaute Förderkurse geschickt, obwohl sie für diese Art von Lernen noch gar nicht bereit sind. Zudem haben heute teilweise schon 3-Jährige ein durchstrukturiertes Wochenprogramm, das wenig Freiraum für selber gewählte Aktivitäten lässt. Dazu kommt eine steigende Risikoscheu.

Was heisst das?

Stamm: Viele Eltern getrauen sich kaum noch, ihre Kinder unbeaufsichtigt spielen zu lassen. Jeder Spielplatz gilt als Gefahrenquelle. Man hat Angst, das Kind könnte von einem Mäuerchen fallen, man fürchtet, es könnte sich im Wald an einem Ast verletzen und so weiter. Auch deshalb lassen Eltern ihre Kinder immer häufiger schulähnliche Dinge tun.

HINWEIS

Margrit Stamm (64) ist emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg. Sie leitet das Forschungsinstitut Swiss Education mit Sitz in Bern.

Bürokratie an Schulen droht zu überborden

NZZaS 22.4.2018, Front

Der oberste Bildungsbeamte Mauro Dell' Ambrogio sagt, es gebe zu viel Bürokratie und Vorschriften in der Bildung. René Donzé

Normalerweise klagen Lehrer und Forscher über zunehmende Bürokratie. Nun erhalten sie Unterstützung von höchster Stelle. Mauro Dell' Ambrogio, Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation unter Bundesrat Johann Schneider-Ammann, sagt im Interview: «Jahrelang hat man versucht, Lehrer und Forscher von Administration zu entlasten, indem zusätzliche Verwaltungsstellen geschaffen wurden.» Erreicht habe man das Gegenteil. «Man kann Arbeit nicht loswerden, indem man Bürokraten anstellt», sagt der freisinnige Tessiner. Konkret meint Dell' Ambrogio damit unter anderem Schulverwaltungen und administratives Personal in Hochschulen.

Geschützt werden sollten die Lehrer seiner Meinung nach auch vor zu vielen inhaltlichen

Vorgaben. Es bestehe die Tendenz, dass jedes Bundesamt seine speziellen Interessen in das Bildungswesen einbringen wolle – zum Beispiel die Gesundheitserziehung oder die Nachhaltigkeit. «So wird jeder Modebegriff zum Schulthema.» Was eigentlich gut gemeint sei, demotiviere die Lehrer: «Sie brauchen nicht seitenweise Vorschriften.»

Der Staatssekretär spricht sich zudem gegen eine Verlängerung der Lehrerausbildung aus, wie dies seitens der Lehrer gefordert und an den Pädagogischen Hochschulen geprüft wird. «Hinter solchen Ideen steht in erster Linie der Ruf nach höheren Löhnen», sagt Dell' Ambrogio, der im November in Pension geht.

Über seine Nachfolge wird derzeit spekuliert: Im Gespräch sind unter anderen Isabelle Chassot, Direktorin des Bundesamts für Kultur, und der Berner Erziehungsdirektor Bernhard Pulver.

«Die Lehrer sind vernünftig genug»

NZZaS 22.4.2018, Schweiz Bildung

Bildungs-Staatssekretär Mauro Dell' Ambrogio kritisiert die zunehmende Bürokratie in Lehre und Forschung. Und er wehrt sich dagegen, dass Primarlehrer einen Masterabschluss brauchen. Interview: René Donzé

NZZ am Sonntag: Was läuft falsch im Schweizer Bildungswesen?

Mauro Dell' Ambrogio: Die Schweiz hat ein exzellentes Bildungssystem, um das uns das Ausland beneidet. Was mir Sorgen bereitet, ist die Tendenz zu mehr Bürokratie – und dass immer höhere Forderungen an die Ausbildung von Berufsleuten gestellt werden. Die Grundausbildungen werden teilweise unnötig verlängert und damit verteuert.

Können Sie Beispiele nennen?

Ich sehe etwa nicht ein, weshalb es für Hebammen ein Masterstudium gibt. Oder weshalb Primarlehrer und Kindergartenlehrpersonen einen Master brauchen, wie das nun gefordert wird.

Es geht doch um eine Aufwertung dieser Berufe.

Hinter solchen Ideen steht in erster Linie der Ruf nach höheren Löhnen. Das hat nichts mit Bildungspolitik zu tun, sondern ist korporatives Denken, wie es sich durch die ganze öffentliche Verwaltung zieht. Dahinter steht ein Systemfehler, nämlich, dass die Löhne in der Verwaltung – und dazu gehören auch die Schulen und Hochschulen – sich an der Dauer der Ausbildung orientieren. Wird diese verlängert, steigen die Löhne. Wenn Sie daran etwas ändern wollen, stossen Sie auf Granit.

Haben Sie das als Staatssekretär erlebt?

Das spürte ich immer wieder. Etwa als ich in einer Diskussion die Idee einbrachte, dass man differenzierte Löhne für Gymnasiallehrer einführen könnte, um mehr Lehrpersonen für naturwissenschaftliche Fächer zu finden. Sofort rückte die Gleichstellungsfrage in den Vordergrund, man befürchtete eine Bevorzugung männlicher Fachlehrer.

Und wo orten Sie wachsende Bürokratie?

Jahrelang hat man versucht, Lehrer und Forscher von Administration zu entlasten, indem zusätzliche Verwaltungsstellen geschaffen wurden. Erreicht wurde das Gegenteil, weil diese zusätzlichen Aufwand verursachen. Man kann Arbeit nicht loswerden, indem man Bürokraten anstellt. [Mehr...](#)

Lehrer besorgt: Können die Jungen gar nicht richtig googeln?

az Aargauer Zeitung, 24.4.2018

von Rebecca Wyss — Nordwestschweiz

DIGITALISIERUNG

Sie bewegen sich zwar gewandt auf sozialen Medien. Das Recherchieren von seriösen Informationen im Internet fällt den Jugendlichen aber schwer. Lehrer und Lehrlingsausbilder klagen, dass ihre Schüler Mühe haben, richtig zu googeln.

Sie posten im Minutentakt Selfies auf Instagram. Ihren Liebeskummer verarbeiten sie mit weinenden Smileys auf Whatsapp. Algebra-Aufgaben lassen sie sich längst nicht mehr vom Pauker erklären – dafür gibt es Erklär-Videos auf Youtube. Und Facebook ... – Facebook ist längst out.

«Digital Natives» sind immer und praktisch überall online. Sie kennen es nicht anders, sie sind damit aufgewachsen. Deshalb beherrschen sie das Internet auch wie das kleine Einmaleins. So jedenfalls sehen wir «Digital Immigrants» – die älteren digitalen Dumpfbacken – die jüngeren Überflieger. Wir, die immer noch eifrig auf Facebook Fotos von unseren Wanderausflügen posten. Wir, die das Internet noch aus einer Zeit kennen, in der wir uns über den Telefonanschluss einwählen und dann vor dem Tönder-Bildschirm mit der Tönder-Festplattenkiste daneben auf das vertraute Knacken und Piepen warten mussten.

Fakten erfinden statt suchen

Nun, wir liegen komplett falsch. Das zeigt ein Blick ins Klassenzimmer einer Berufsschullehrerin aus dem Mittelland. Sie unterrichtet Lehrlinge aus den unterschiedlichsten Berufsrichtungen. Ihre Erfahrung: «Viele meiner Schüler kennen sich mit den Möglichkeiten des Internets nicht gut aus.» Wenn sie zum Beispiel die angehenden Detailhändler beauftragt, einen Katalog mit Sportschuhen, T-Shirts und Hosen zusammenzustellen, kommen die ziemlich ins Rotieren. Sie müssen im Internet Fakten zu Marke, Material und Preis zusammensuchen. Und das ist das Problem: «Sie erfinden die Produktbeschreibungen einfach, weil sie nicht wissen, wie man sich online Informationen aneignet», sagt die Frau, die anonym bleiben will, weil sie einen Image-Schaden für ihre Schule befürchtet.

Nicht anders sieht es in den Betrieben aus. Der Mobilfunkanbieter Sunrise bildet 123 junge Leute aus. «Viele wissen nicht, wie man anhand von Keywords eine Google-Suche macht», sagt der Ausbildungsverantwortliche Felix Häberli. Er erinnert sich: Einmal sollten Lehrlinge aus dem Kanton Aargau ihr Schulsystem googlen. Und scheiterten grandios. «Wenn es keinen Wikipedia-Artikel zu einem Thema gibt, stecken sie fest.» Durchs Band – egal ob sie im ersten oder im dritten Ausbildungsjahr seien.

Damit meint er auch die 30 KV-Lernenden im Betrieb. Die sucht sich Sunrise jeweils unter den besten Schülern der Oberstufenklassen aus. Und sogar die stehen auch schon mal am Berg, wenn sie im Callcenter eine Kundin am Telefon haben und am Computer nach einer Lösung für deren Problem suchen müssen. «Mittlerweile fördern wir die Lernenden gezielt mit Recherche-Aufgaben», sagt Häberli. Er steht nicht allein mit der Beobachtung, wie er sagt: An einem Berufsbildungskurs mit Lehrlingsausbildenden und Berufsschullehrern habe er das gleiche Feedback erhalten.

Was ist bloss mit unseren «Digital Natives» los? Gar nichts, sagt Eszter Hargittai, Professorin für Medienforschung an der Universität Zürich. Wir schätzen sie bloss falsch ein. «Die Forschung zeigt, dass Jugendliche, die mit dem Internet grossgeworden sind,

nicht versierter im Umgang damit sind als andere.» Heute sind die Apps und Websites so anwenderfreundlich, dass alles bestens funktioniert. Wenn nicht, geht man rasch mit dem Gerät im nächsten Computerstore vorbei. So wachsen die Teenager auf. Ganz anders die über 30-Jährigen. Als sie zum ersten Mal online gingen, mussten sie die Technologie besser verstehen, um sie nützen zu können. Man musste mehr hinterfragen. Das schlägt bis heute durch. «Wenn es darum geht, die Glaubwürdigkeit von Informationen aus dem Netz abzuschätzen, schneiden über 30-jährige besser ab», sagt Hargittai. Eigentlich kein Wunder. Studien zeigen, dass Jugendliche hauptsächlich soziale Netzwerke als Informationsquelle nutzen. Die James-Studie machte 2015 Youtube als Spitzenreiter aus. Youtube. Wir erinnern uns: Die Website, auf der jeder X-Beliebige in Videoform seine Version von der Welt verbreiten kann. Ungefiltert.

Für die Forscherin steht die Ursache allen Übels fest: der Mythos der digitalen Überflieger. Der halte sich hartnäckig. «Damit tun wir den Kindern und Jugendlichen keinen Gefallen.» Wir müssten umdenken, die Defizite als Ausgangspunkt akzeptieren. «Wir müssen die entsprechenden Kompetenzen als Anforderungen in den Lehrplänen der Schulen verankern», fordert sie. Genau das sieht der Lehrplan 21 vor. Noch hängt es von der Laune der einzelnen Schulleitungen und Lehrkräfte ab, ob die Kinder mehr lernen, als im Word einen Aufsatz zu schreiben.

Der Lehrplan 21 hingegen regelt, dass die Deutschschweizer Schüler von der ersten Klasse an das digitale Einmaleins eingepflegt bekommen. Geht die Rechnung auf, spucken Primarschulen künftig reihenweise digitale Cracks aus. Bis dahin dauert es aber noch ein paar Jahre. Obwohl schon heute Bedarf besteht. Bei den Jugendlichen, die die Berufsschulbank drücken. Sie sind die vergessene Generation. Für sie haben die Kantone keinen Lehrplan 21 im Köcher. Der Bund kein Papier, das überhaupt ein Defizit attestiert. Und er ist der Taktgeber: Er legt fest, was die Berufsschüler lernen müssen. Seine Haltung: Diese sollen die digitalen Kompetenzen nebenbei im Rahmen der drei Wochenlektionen Allgemeinbildung vermittelt bekommen. So steht es in den entsprechenden Verordnungen.

«Es geht darum, den Jugendlichen die Grundkompetenz zu vermitteln. Das ist heute mit den bestehenden Regelungen in der beruflichen Grundbildung gesichert», sagt Toni Messner vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation. Das heisst: Zusätzliche Lektionen in digitaler Kompetenz braucht es nicht. Und wenn doch, könne der Bund nicht allein entscheiden, sagt Messner. «Die Berufsverbände müssen damit einverstanden sein, dass die Lehrlinge mehr in den Betrieben fehlen. Und die Kantone müssen bereit sein, die Zusatzlektionen zu bezahlen.»

Lehrer drücken Schulbank

Hätte, wäre, wenn – am Ende kämpfen die Berufsschulen heute allein mit den Defiziten ihrer Sprösslinge. Dies in einer Zeit, in der sich durch den Lehrplan 21 immer mehr Schulen für die Digitalisierung rüsten. Deshalb suchen die Berufsschulen allein nach Lösungen. Das Berufs- und Weiterbildungszentrum (BWZ) in Lyss orientiert sich schon heute an den EU-Vorschlägen zur Förderung der digitalen Kompetenz bei Lernenden und Lehrenden (DigCompEdu). Die Förderung der Informations- und Medienkompetenz ist ein zentraler Punkt des EU-Papiers. Dafür müssen die Fach- und Allgemeinbildungslehrer des BWZ Lyss auch schon mal selbst die Schulbank drücken. «Wir können es uns nicht leisten, untätig zu bleiben», sagt Rektor Bernhard Beutler. Das forderten die Betriebe von der Berufsfachschule. Denn: Die grosse Digitalisierungswelle in der Wirtschaft hat erst begonnen.

Die digitalisierte und individualisierte Schule – ein ökonomistisches Konzept ohne pädagogische Begründung

Zeit-Fragen 25.4.2018

von Dr. iur. Marianne Wüthrich

«Die Digitalisierung ist keine bildungspolitische Notwendigkeit», so Jürgen Kaube, Redaktor und Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», und er schliesst die Frage an: «Was ist denn, wenn die digitale Industrie ihr grosses Geschäft mit den Schulen [...] gemacht haben wird, der Beitrag des Internets als Lehrmittel?» Seinen knappen, aber präzisen Kommentar schliesst Kaube mit der Feststellung, da der Nutzen der Digitalisierung nicht nachgewiesen werden könne, müssten die Schulen auch nicht umgerüstet werden: «Und zwar zu Kosten, die einmal jemand in Lehrerstellen umrechnen sollte, damit die Dimension des Unfugs sichtbar wird, der gerade als bildungspolitische Notwendigkeit gilt.»³

Soviel vorab aus der deutschen Nachbarschaft, sozusagen als Erdung, bevor wir die Argumente zur Digitalisierung der Schule im aktuellen Dossier des Schweizer Wirtschaftsverbandes economiesuisse unter die Lupe nehmen.⁴

Economiesuisse vertritt als Dachverband von 100 Branchenverbänden, 20 kantonalen Handelskammern sowie Einzelfirmen rund 100 000 Unternehmen aus allen Branchen und Regionen der Schweiz mit etwa zwei Millionen Arbeitnehmern und ist deshalb eine der wichtigen Stimmen in der Schweizer Wirtschaftspolitik. Im vorliegenden Dossier zur Digitalisierung der Schule erlaubt sich economiesuisse jedoch, in die Primarschule hineinzugreifen, und propagiert abgehobene Pläne zu deren Umwälzung, die jedem Pädagogen die Haare zu Berge stehen lassen. Unserer Jugend, aber auch dem Schweizer Wirtschaftsstandort tut sie damit keinen guten Dienst.

Die beiden Verantwortlichen für das Dossier sind denn auch keine Pädagogen, sondern Volkswirtschaftler und Chefökonom bei economiesuisse (Prof. Dr. Rudolf Minsch) beziehungsweise Geisteswissenschaftler mit langjähriger Praxis als Manager und Verwaltungsrat (Dr. Rudolf Wehrli). Bei economiesuisse sind sie für allgemeine Wirtschaftspolitik und Bildung zuständig, eine Kombination zweier Fachgebiete, die miteinander nichts zu tun haben dürfen.

Das Dossier geht von der Frage aus, wie die Kinder und Jugendlichen zu Zeiten der «vierten industriellen Revolution» auf die Zukunft vorbereitet werden sollen. Als wichtige Faktoren für den beruflichen Erfolg zählen sie zunächst Fähigkeiten auf, die keine Neuerfindung sind, sondern in der Schweiz mit ihrem gut ausgebauten dualen Berufsbildungssystem seit jeher zentral waren, so zum Beispiel die Sozialkompetenzen, das logisch-mathematische Denken, der Durchhaltewillen und die Bereitschaft zur Weiterbildung. (Kapitel 1: Erforderliche Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt der Zukunft. Vorbereitung auf das Unbekannte)

Die Schweiz ist dank dem dualen Bildungssystem gut gerüstet

Das duale Bildungssystem ist Hauptursache der geringen Jugendarbeitslosigkeit und des im internationalen Vergleich auffallend tiefen Anteils wenig qualifizierter Berufsleute, der auch im Dossier vermerkt wird.⁵ Die Stärken des Schweizer Bildungssystems werden

³ Kaube, Jürgen. Grosser Unfug. Digitalisierungskommentar. Faz.net vom 31.3.2018

⁴ Digitalisierung – Herausforderungen und Chancen für die Schule vom 9.2.2018. <https://www.economiesuisse.ch/de/dossiers/digitalisierung-herausforderungen-und-chancen-fuer-die-schule>

⁵ vgl. Grafik 2 der Weltbank von 2016 in Kapitel 1

auch von economiesuisse bestätigt: gute Anpassungsfähigkeit der Lehrlingsausbildung an die Bedingungen des Arbeitsmarktes, frühe Selbständigkeit der jungen Menschen im Berufsleben, grosses Weiterbildungsangebot und hohe Durchlässigkeit. Gefordert werden weitere Anpassungen der Berufsbilder und mehr Informatiklehrstellen. (Kapitel 2: Welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für das Bildungssystem?)

Zu ergänzen ist: Diese positive Einschätzung des Schweizer Berufsbildungswesens wird nur dann realistisch bleiben, falls unsere Kinder in der Volksschule all das lernen, was sie für ihr Leben als Erwachsene brauchen. Die Volksschule darf kein Experimentierlabor sein. Dazu soll als Beispiel die geplante Umwälzung des Sprach- und Mathematikunterrichts gemäss Dossier (und gemäss Lehrplan 21!) unter die Lupe genommen werden.

Mit Digitalisierung und Individualisierung zur Zwei-Klassen-Gesellschaft

Dass als Folge der Schulreformen ein immer grösserer Anteil unserer Schulabgänger mangelhafte Kenntnisse in den Grundlagenfächern Deutsch und Mathematik mitbringt, beklagen die Berufsschulen und die Ausbilder in den Betrieben seit langem. Deshalb muss die Schule zuallererst die nötigen Kenntnisse in Deutsch und Mathematik vermitteln und die dafür notwendige Unterrichtszeit zur Verfügung stellen, soweit ist sich economiesuisse mit pädagogischen Fachleuten einig. (Kapitel 3: Welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für die Schule?)

Wie soll nun diese Zeit eingesetzt werden? Es brauche eine Kombination von «Präsenzunterricht» und E-Learning, so das Dossier. Dass sogar an Hochschulen Online-Kurse ohne Anleitung zu hohen Abbruchquoten und mässigem Lernerfolg führen, zeige die Wichtigkeit der sozialen Interaktion für den Lernerfolg.

Unter «sozialer Interaktion» kann vielerlei verstanden werden

Deutsch und Mathematik könnten heute dank Digitalisierung völlig individualisiert unterrichtet werden, so ihre Theorie: «Wirklich bedeutend wird der Einsatz digitaler Unterrichtshilfen, wenn sich dadurch Didaktik und Pädagogik verändern. Das Potential der Digitalisierung für den Unterricht ist riesig: Erstmals ermöglicht es den Lehrpersonen, einen vollständig individualisierten Unterricht organisatorisch zu bewältigen. Die Individualisierung wird unter anderem durch das Vorhandensein von Echtzeitdaten über das Verhalten, die Lernfortschritte und die Lösungsstrategien der Lernenden ermöglicht.» (Kapitel 3)

Dank der passenden Software könne jedes Kind seinem Stand entsprechend beschäftigt werden, ohne dass der Lehrer täglich zwanzig verschiedene Arbeitsblätter vorbereiten muss: «Die Heterogenität bzw. die Unterschiede in den Kompetenzen der Lernenden sind zu gross, als dass jeder oder jede am Ende des Schuljahres auf demselben Wissensstand sein kann. Es wäre dementsprechend wichtig, dass der Unterricht diese Heterogenität angemessen berücksichtigt. Die dazu notwendige Individualisierung des Unterrichts scheiterte aber in der Vergangenheit daran, dass der Arbeitsaufwand für die Lehrpersonen explodierte. Sie mussten für jede Schülerin und für jeden Schüler ein individuelles Lernprogramm zusammenstellen, den Lernerfolg kontrollieren und dokumentieren.»

Radikaler Umbau des Lehrerberufs und der Aufgabe des Lehrers

Die Lernkontrolle erledigt neu die Software, da wird im wahrsten Sinne des Wortes «Buch geführt», ob und wie das Kind lernt und vorankommt, alles wird digital dokumentiert und überwacht, und darauf basierend wird ihm jeweils die nächste digital erstellte Lernportion vorgesetzt. Dies ist in Wirklichkeit kein Unterricht. Hier ist kein Lehrer am Werk, sondern eine Aufsichtsperson, die schaut, dass jeder beschäftigt ist.

Der Beruf des Lehrers beinhaltet im Gegensatz dazu etwas völlig anderes: Seine hohe Aufgabe besteht gerade darin, aus seiner «heterogenen» Schar eine

Klassengemeinschaft zu bilden, in der er mit den Schülern und die Schüler untereinander den Lernstoff auf vielerlei Art durcharbeiten und üben, so dass – wenn immer möglich – jedes Kind mitgenommen werden und die Lernziele erreichen kann. In Zeiten der Integration und Inklusion ist dies zugegebenermassen manchmal kaum möglich, dort müssen zusätzliche Pädagogen im Unterricht eingesetzt werden. Für die Schüler, die rasch und leicht lernen, werden sich immer Zusatzaufgaben finden, oder sie vertiefen ihr Wissen, indem sie es ihren Nachbarn erklären – um sie müssten wir uns nicht so viele Sorgen machen, wie dies heute üblich ist.

Solche Lehrer – echte Lehrerpersönlichkeiten – sind im Zeitalter der Digitalisierung bei den Strippenziehern nicht mehr erwünscht (bei zahlreichen Eltern und Lehrern aber schon!). An den Schweizer Pädagogischen Hochschulen wird emsig am Umbau des Lehrerberufs gefeilt, und economiesuisse reiht sich bedauerlicherweise in den Chor derer ein, die mitverantwortlich sind für den Niedergang unserer guten Volksschule: «Die Pädagogischen Hochschulen sind gefordert, dass alle Lehrkräfte die erforderlichen Kompetenzen im Bereich der Digitalisierung mitbringen. Dies betrifft nicht nur die Lehrkräfte in Ausbildung. Auch die bereits aktiven Lehrkräfte müssen für die Digitalisierung fit gemacht werden.»⁶ Und unter Punkt 4: «Der zweckmässige Umgang mit der Digitalisierung im Unterricht erfordert von den Lehrpersonen ein Umdenken. Sie müssen und können nicht länger überall bessere Kenntnisse haben als die Lernenden. [...]» Als ob der Lehrerberuf darin bestünde, gegenüber den Schülern den Besserwisser zu spielen!

Abkehr vom Menschenrecht auf Bildung und Chancengleichheit – IBM und Bertelsmann machen's möglich

Aufschlussreich sind die Quellen, auf die economiesuisse in Kapitel 3 des Dossiers seine in keiner Weise pädagogisch begründeten Ratschläge für die Volksschule stützt:

- eine Schweizer Privatschule, die seit einigen Jahren eine gemeinsam mit IBM Schweiz entwickelte Software einsetzt, mit vollständig individualisierter Beschäftigung der Schüler und totaler Überwachung ihres Tuns,
- ein Buch von Jörg Dräger und Ralph Müller-Eiselt «Die digitale Bildungsrevolution. Der radikale Wandel des Lernens und wie wir ihn gestalten können». Die beiden Autoren haben an erster Stelle das Geschäft mit den Schulen im Auge, denn beide gehören zur Bertelsmann-Stiftung, Dräger als Vorstandsmitglied, Müller-Eiselt «forscht für die Bertelsmann-Stiftung, wie der digitale Wandel unsere Gesellschaft verändert, und twittert [...] und bloggt [...] über die Bildung von morgen.»
- Das New Yorker Projekt «New Classroom», das Dräger/Müller-Eiselt als 2-Minuten-youtube-Trickfilmchen präsentieren, hat es den Economiesuisse-Autoren offenbar angetan. Auf dessen magerer Basis malen sie – die keine Ahnung vom Lehrerberuf und vom Unterricht haben! – locker vom Hocker aus, wie es in unserer Volksschule künftig zugehen soll: «In diesen Fächern [Deutsch und Mathematik] sollten die Schülerinnen und Schüler nicht gemäss dem Alter in Klassen eingeteilt werden, sondern gemäss ihren Fähigkeiten in Lerngruppen. Beispielsweise würden die Schüler zwischen 8 und 10 Uhr in Lerngruppen unterrichtet werden, um anschliessend wieder in die Jahrgangsklasse zurückzukehren. [...] Eine Lehrperson könnte beispielsweise die zweite Klasse unterrichten und die Lerngruppe B in Mathematik, in der Schülerinnen und Schüler aus der ersten, zweiten und dritten Klasse beisammen sind. In diesem Setting ist individualisierter Unterricht kombinierbar mit gemeinsamen Einführungslektionen oder Gruppenarbeiten. [...] Die schulischen Heilpädagogen würden entsprechend die Lerngruppen von Kindern

⁶ Digitalisierung – Herausforderungen und Chancen für die Schule vom 9.2.2018. In Kapitel 3 Punkt 6: Verändert die Digitalisierung die Lerninhalte der obligatorischen Schule?

übernehmen, welche eine besondere Unterstützung benötigen.»

Eine unheimliche Zukunftsvision! Unsere Volksschule darf kein Experimentierfeld für unausgelegene Ideen von Ökonomen sein, die glauben, Unterricht sei als vollautomatisiertes «Setting» möglich. Besonders beklemmend, wenn ein derartiger Versuch am lebenden Menschen bereits mit kleinen Kindern zu Beginn ihrer Schulzeit geplant ist. Erstklässler, die sich nicht in der digitalisierten Lernwelt zurechtfinden, werden um ihr Menschenrecht auf Bildung und Chancengleichheit betrogen und von Anfang an aussortiert: Auch in der digital organisierten 20:80-Gesellschaft braucht es noch schlecht entlohntes Hilfspersonal ...

Noch ein Wort zur Schulsprache, in der Deutschschweiz also Deutsch: Sprache kann man nur in Beziehung lernen: mit gemeinsamem Lesen und Gespräch, mit Schreiben, Korrigiertwerden und Verbessern, mit Grammatik- und Satzbauunterricht, mit Rechtschreibregeln und Wortschatzübungen und mit Lesen, Lesen, Lesen ... Ganz gewiss nicht mit individualisierten Lückentexten und «kreativem» Drauflosschreiben ohne Lehrerkorrekturen, wie dies der Lehrplan 21 vorsieht und wie es offenbar auch den Verfassern des Dossiers vorschwebt.

Öffnung der Schweizer Volksschule für Public Private Partnership?

Schliesslich darf hier eine Forderung des Economiesuisse-Papiers nicht unerwähnt bleiben, nämlich das Hineingreifen privater Unternehmen in die öffentliche Volksschule: «Die Schulzimmer öffnen! Eine Lehrperson muss nicht alleine alle Ziele des Lehrplans abdecken. [...] Auch eine Öffnung der Klassenzimmer ist in Betracht zu ziehen: Unterrichtseinheiten zur Informatik könnten Verwandte oder Bekannte der Lehrpersonen oder der Schülerinnen und Schüler [als unbezahltes Hilfspersonal?] in Zusammenarbeit mit der Lehrperson anbieten. [...] Auch sollte die Volksschule Public Private Partnership offener gegenüberstehen. Damit der Einzug der Informatik in den Unterricht nicht zu viel Zeit benötigt, können Kooperationen zwischen privaten Unternehmen und den Schulen zweckmässig sein.» (Kapitel 3, Punkt 5)

Hier schliesst sich der Kreis: Spätestens an dieser Stelle dürfte jedem Leser klar werden, wessen Interessen im vorliegenden Dossier die Priorität haben – nicht die der Kinder und Jugendlichen, auch nicht die der Lehrbetriebe – was von economiesuisse eigentlich zu erwarten wäre – sondern die von Apple, Microsoft, Bertelsmann & Co.

Economiesuisse, die sich als Schweizer Wirtschaftsdachverband bezeichnet, hat nicht nur einige globalisierte Konzerne zu vertreten, sondern in erster Linie die zahlreichen in der Schweiz verwurzelten KMU und auch grössere Unternehmen. Diese suchen dringend schulisch und menschlich geeignete Schulabgänger, welche fähig und bereit sind, zu kooperieren und sich anleiten zu lassen. Die totale Digitalisierung und Vereinzelung der Kinder in der Volksschule ist ein denkbar schlechtes Rezept für die Erhaltung des guten Schweizer Wirtschaftsstandorts.